



Newsletter vom 8. 12. 2019

Inhalt

Pisa: Aufregung produzieren oder Konsequenzen ziehen?	2
Am Anfang war das Wissen.....	3
Zürcher Bote 22.11.2019, Aktuell, Régis Ecklin, Zollikerberg	3
Der falsche Reformeifer rächt sich	5
Tages-Anzeiger, 4.12.2019, Pisa-Studie, Kommentar, Raphaela Birrer Ressortleiterin Inland	5
Schweizer sind nur Mittelmass	5
Tages-Anzeiger 4.12.2019, Pisa-Studie, Janine Hosp, Tim Wirth und Yannik Wiget.....	5
Pisa-Studie 2019: Schweizer Schüler verschlechtert	7
Blick 3.12.2019, Christian Beutler.....	7
Wer nicht liest, ist abgehängt.....	8
Tages-Anzeiger 4.12.2019 Pisa-Studie, Martin Ebel.....	8
Lese-, nicht Medienkompetenz.....	9
NZZ 6.12.2019, Leserbrief	9
«Schulkinder suchen keinen Coach, sie wollen einen Häuptling.	10
Zürcher Bote 29.11.2019, Timotheus Bruderer	10
Operatives vom Prinzipiellen her denken.....	11
Journal21, 1.12.2019, Carl Bossard	11
Die geleitete Lehrmittelfreiheit kommt - ein echter Meilenstein!.....	13
LVB (Lehrerinnen- und Lehrerverein Baselland) 25.11.2019	13
Tendenzen geben zu denken	14
EDU-Standpunkt Dezember 2019, Lisa Leisi, Präsidentin EDU Kanton St. Gallen.....	14
Digitalisierung mit Augenmass	15
St. Galler Tagblatt, 25.11.2019, Leserbrief.....	15
Digitalisierung in der Schule	16
NZZ 6.12.2019, Leserbrief	16
Soziale Medien machen Kinderseelen krank	16
Sonntagszeitung 24.11.2019, Dominik Balmer, Stv. Ressortleiter Nachrichten	16
Da haben wir Erwachsene etwas gar nicht gut gemacht.....	19
Sonntagszeitung 24.11.2019, Arthur Rutishauser, Chefredaktor Tages-Anzeiger	19
«Mitschüler verprügelten und beleidigten mich»	20
20Minuten 24.11.2019, von B. Zanni	20
«Der Druck in der Schule ist zu gross»	21
Kinder sollen wieder spielen: Schluss mit dem Lernzwang.....	22
Schweiz am Wochenende 30.11.2019 von Sabine Kuster	22
Für eine Geschichte des Friedens.....	25
NZZ 27.11.2019, Zuschriften, Gastkommentar von Alain Lamassoure	25



Pisa: Aufregung produzieren oder Konsequenzen ziehen?

Erstaunlich, zu welchen weisen Erkenntnissen die neuesten Pisa-Tests führen. Worauf zahlreiche Reformkritiker seit Jahren warnend hinweisen, findet «dank» der erneut ungenügenden Resultate im Leseverstehen plötzlich Widerhall in den Medien. Jeder vierte 15-Jährige verstehe deutsche Texte zu schlecht, um später als eigenständiger Erwachsener im Alltag, im Berufsleben und als mündiger Bürger bestehen zu können. Etwa die Hälfte hat zudem wenig Freude am Lesen: «Ich lese nicht zum Vergnügen». Und was fällt der Zürcher Bildungsdirektorin und EDK-Präsidentin Silvia Steiner dazu ein? «Wir müssen uns fragen, wie es uns gelingt, dass Jugendliche wieder mehr Lust am Lesen bekommen.» In den Kantonen seien bereits Projekte und Konzepte am Laufen, gibt sie laut Tages-Anzeiger zum Besten («Schweizer sind nur Mittelmass»). So, so... Wir Lehrer könnten Ihnen schon sagen, welche Projekte und Konzepte es bräuchte: Freude am Lesen bekommen die Kinder nämlich vor allem beim gemeinsamen Lesen im Klassenverband, zusammen mit einer begeisterten und begeisternden Lehrerin, die über nicht verstandene Ausdrücke oder Sätze nicht hinweggeht, sondern mit ihren Schülern zusammen deren Sinn so erschliesst, dass möglichst alle folgen und ihr Textverständnis damit aufbauen und vertiefen können.

Nichts Neues also – aber jetzt gilt es, Konsequenzen zu ziehen. Denn mit dem selbstorganisierten Abarbeiten von Schmalspur-Lückentexten im Sinne der mageren Deutsch-Lernziele im Lehrplan 21 lernt man weder die deutsche Sprache einigermaßen zu beherrschen noch bekommt man Freude daran. Ausser diejenigen Kinder, bei denen zu Hause gelesen und vorgelesen wird – aber die lernen es sowieso.

Apropos Konsequenzen ziehen: Wirklich bemerkenswert, was da so alles im Tagi zu lesen ist: «Jahrelang habe man der Schule viele zusätzliche Aufgaben aufgebürdet – etwa zwei Fremdsprachen auf Primarschulstufe. Dabei sei das Hochdeutsch essenziell für die gesamte Bildungskarriere; hier dürften keine Kompromisse gemacht werden.» So Rudolf Wunsch, Bildungsverantwortlicher bei Economiesuisse, bisher eifriger Verfechter aller Schulreformen, vor allem der Voldigitalisierung der Schule. Am selben Tag schreibt Raphaela Birrer im Tagi, wir sollten uns fragen, was in unseren Schulzimmern nicht richtig laufe. «Die Antwort lautet: falsch gelagerte Reformen. Lernschwache Schüler sind heute in die Regelklassen integriert, Klassen werden vergrössert, Lektionen für «Deutsch als Zweitsprache» abgebaut, mehrere Fremdsprachen parallel unterrichtet. Das bringt die Schulen vielerorts an ihre Belastungsgrenzen.» («Der falsche Reformeifer rächt sich») Gerne werden wir unsere Presse und unsere Bildungsverantwortlichen an diese Statements erinnern...

Wenig überzeugend sind die Ideen der neuen LCH-Präsidentin Dagmar Rösler zur Abhilfe: Es herrsche «Handlungsbedarf in den Bereichen Lesekompetenz, Frühförderung, Nutzung digitaler Technologien in der Schule sowie der Begabungs- und Begabtenförderung.» («Pisa-Studie 2019: Schweizer Schüler verschlechtert») Meines Erachtens könnten wir auf Frühförderung problemlos verzichten, wenn wir den Lehrplan und die Lehrerausbildung wieder darauf ausrichten, dass alle Kinder, auch solche mit nichtdeutscher Muttersprache, in der Volksschule lesen und schreiben lernen. In neun Jahren plus zwei Jahren Chindsgi sollte das möglich sein. Der Erwerb von «Lesekompetenz» im Sinne des LP 21 ist, wie oben erläutert, der falsche Weg, und wie die «digitalen Technologien» zu besserem Leseverständnis und zu Freude am Lesen verhelfen sollen, bleibt schleierhaft. Die Begabtenförderung können wir uns vermutlich sparen, wenn wir die heterogenen Inklusionsklassen wieder in Lerngemeinschaften aufteilen, die für jedes Kind förderlich sind.

Praxistauglichere Vorschläge finden Sie im ersten Beitrag dieses Newsletters, verfasst von



Régis Ecklin, einem jungen Lehrer, der sich zu sagen traut, dass es Faktenwissen braucht, um Sprache zu verstehen und sich richtig auszudrücken: «... eine saubere Sprache ist die Grundvoraussetzung für einen sauberen Gedanken.» Und weiter: «Ohne gefestigten Wortschatz kein Inhalt und ohne kohärente Grammatik kein Sinn.» Zu diesem Zweck, so Régis – und man kann ihm nur zustimmen – macht es Sinn, auch Vokabeln zu lernen und Diktate zu schreiben.

Nach den ganzen Pisa-Artikeln verweilen wir gerne bei Carl Bossard, beim Bericht über seinen herrlichen Vortrag im Verein «Starke Volksschule Zürich»: Die Beziehung zwischen dem Lehrer und seinen Schülern steht bei ihm immer im Zentrum des Geschehens und der vielen Dinge, die es in der Schulzeit zu lernen gibt. Im anschliessenden Artikel freut er sich mit dem Lehrerinnen- und Lehrerverein Baselland über das klare Abstimmungsergebnis der Stimmbewohner, die ihren Pädagogen die Lehrmittelfreiheit – und damit gleichzeitig ein Stück Methodenfreiheit – zurückgegeben hat. Mit seiner Frage: «Warum nicht die Strategie ändern?», wenn deren praktische Umsetzung derart niederschmetternde Ergebnisse hervorgebracht hat, schliesst sich der Kreis. Dieselbe Frage ist zu stellen, wenn wir künftig bessere Resultate der Pisa-Tests anstreben, und weit darüber hinaus für eine Schulbildung, deren unverzichtbare Grundlage die gute Beherrschung der deutschen Sprache in Wort und Schrift ist.

Die sicher von niemandem gewollte Folge einer Schule mit vielen alleingelassenen, entmutigten Kindern ist die erschreckende Zunahme von Kindern und Jugendlichen in den psychiatrischen Praxen und Kliniken. Der mehrmals genannte Leistungsdruck als eine der Ursachen psychischer Erkrankung Jugendlicher kann entstehen, wenn die Schüler mit einer Fülle von Lernstoff in zu vielen Schulfächern gleichzeitig überflutet werden, ohne dass ein Erwachsener da ist, der sie an der Hand nimmt und sicher durch den Strudel hindurchführt. Ein Coach, der keinen Klassenunterricht machen soll, für das einzelne Kind jedoch nicht genügend Zeit hat, kann den Klassenlehrer nicht ersetzen. Es ist sehr gut zu verstehen, dass immer mehr Lehrer sich gegen eine derartige Degeneration ihres Berufes zur Wehr setzen.

Wir wünschen Ihnen eine erhellende Lektüre.

Marianne Wüthrich

Am Anfang war das Wissen

Zürcher Bote 22.11.2019, Aktuell, Régis Ecklin, Zollikerberg

In der Volksschule ist Fachwissen heutzutage vernachlässigbar, Auswendiglernen gilt als reaktionär und was «modern» ist, wird grundsätzlich begrüsst. Ein Grundlagenirrtum.

In der heutigen Bildung sind Vokabelprüfungen verpönt, Diktate sowieso, und wer es heute noch wagt, den Schülern Jahreszahlen beizubringen, fällt der sozialen Ächtung der gesamten Bildungsschickeria zum Opfer. Die Folgen dieser Pädagogik sind hinlänglich bekannt: Die heutige Jugend schreibt so schlecht wie keine vor ihr, kaum ein Schulabgänger bringt einen Satz auf Französisch zustande und wer einen durchschnittlichen 17-Jährigen fragt, wann der Buchdruck erfunden wurde, hört zwischen 50 vor Christus und 1950 so ziemlich jede Jahreszahl, die die Welthistorie hergibt. Dass immer mehr Arbeitgeber den Schulnoten nicht trauen und von potenziellen Lehrlingen externe Kompetenznachweise verlangen, erstaunt also ebenso wenig wie die Tatsache, dass Privatschulen und Homeschooling Hochkonjunktur haben.



Gesichertes Wissen hat momentan einen schweren Stand. Da man permanent Zugriff auf das Internet hat, müsse man keine Fakten mehr kennen, weil man bei Bedarf ja schnell nachschauen könne, so das Weltbild von modernen Pädagogen. «Kompetenzen» seien heute entscheidend, heisst es. Man müsse wissen, wo etwas nachzuschlagen ist. Didaktiker sprechen auch gerne von «prozeduralem Wissen». Das Beharren auf korrekter Rechtschreibung und Auswendiglernen von Namen, Daten und Fakten sei wiederum ein bourgeoises Relikt aus der analogen Ära.

In Wirklichkeit aber ist hartes Faktenwissen die Grundlage, um sich in der Welt zurechtzufinden. Dies aus fünf Gründen:

1. Nur wer Fakten kennt, kann arbeiten. Eine Pharmaassistentin muss wissen, wie verschiedene Arzneimittel dosiert werden, ein Koch muss die Zutaten seiner Gerichte kennen, ein Velomechaniker muss wissen, wo die Vorzüge der einzelnen Modelle sind, und ein Stromer muss wissen, was der Unterschied zwischen Milliampere und Kilowattstunden ist. Bei all diesen Fragen handelt es sich um Fachwissen, das in wenigen Minuten Recherche abgerufen werden kann. Diese Zeit steht in der Berufswelt aber niemandem zur Verfügung. Dass den Schülern aber genau das vorgegaukelt wird, ist fahrlässig.
 2. Nur wer Fakten kennt, kann recherchieren. Das Internet ist eine gigantische, ungeordnete Fülle an Information, deren Hyperlink-Struktur zusätzlich zu Abschweifungen verleitet. Nur mit genügend Vorwissen kann Wichtiges von Unwichtigem getrennt werden, können die richtigen Fragen gestellt werden und so die gewünschte Information herausgefiltert werden. Ohne Faktenwissen also kein prozedurales Wissen. Auch Falschinformationen können nur mit genügend Hintergrundwissen als solche erkannt werden.
 3. Nur wer Fakten kennt, kann sich richtig ausdrücken. Sprachkenntnis ist Faktenkenntnis. Sprache ist das zentrale Kulturgut des Menschen und eine saubere Sprache ist die Grundvoraussetzung für einen sauberen Gedanken. Zusätzlich gibt der Ausdruck in Wort und Schrift dem Empfänger Aufschluss über die kognitiven Fähigkeiten des Absenders. Auch eine Fremdsprache kann nur mit explizitem Einstudieren von Vokabeln und Regeln richtig gelernt werden. Ohne gefestigten Wortschatz kein Inhalt und ohne kohärente Grammatik kein Sinn. Einfach mal drauflosreden, wie es sich manch ein Lehrer vorstellt, funktioniert so gut wie einfach mal drauflosfliegen bei einem Pilotenlehrling.
 4. Nur wer Fakten kennt, versteht den Alltag. Wenn man die Zeitung aufschlägt oder das Radio einschaltet, versteht man ohne das nötige Faktenwissen nicht die Hälfte der Nachrichten. Was ist der Brexit? Wieso wird ein Politiker für seine Lobpreisung des nordkoreanischen Regimes kritisiert? Worum geht es im Nahostkonflikt? Auch ein Beitrag über einen dreissigjährigen Mauerfall bleibt für den Unkundigen ein unverständliches Geschwätz.
 5. Nur wer Fakten kennt, fällt nicht unangenehm auf. Um in einer Gesprächsrunde mit Arbeitskollegen, Freunden, Freundesfreunden oder den Schwiegereltern als mündiges Mitglied anerkannt und ernst genommen zu werden, wird ein gewisses kanonisches Wissen vorausgesetzt. Wer den zweiten thermodynamischen Satz nicht versteht oder nicht weiss, unter welchem Kaiser der Fünfte Kreuzzug stattfand, büsst noch keine Glaubwürdigkeit ein, da diese spezifischen Fragen nicht zum Allgemeinwissen gehören. Man stelle sich aber vor, welch betretenes Schweigen und Verlegenheit man in einer Runde auslöst, wenn man fragt, ob die Aorta ein Gebäck sei, die Krim eine Krankheit, Rembrandt eine Automarke und Tschaikowski eine Spielkonsole. Als Gesprächsteilnehmer disqualifiziert man sich mit ungenügendem Wissen sofort und nachhaltig.
-



Der falsche Reformeifer rächt sich

Tages-Anzeiger, 4.12.2019, Pisa-Studie, Kommentar, Raphaela Birrer Ressortleiterin Inland

Was war das für eine Aufregung! Vor drei Jahren sackten die Schweizer Schüler beim Pisa-Test im Lesen ab - und für die Bildungsverantwortlichen im ganzen Land war klar: Das muss an der neuen computerbasierten Methode liegen. Bund und Kantone richteten ungewöhnlich harsche Worte an die OECD, die Lehrerschaft forderte gar den Austritt aus dem internationalen Schülervergleich.

Jetzt fällt das Resultat noch alarmierender aus als damals. Jeder vierte 15-Jährige versteht Texte zu schlecht, um Herausforderungen des Alltags oder des künftigen Berufslebens bewältigen zu können. Vor drei Jahren war es noch jeder fünfte gewesen. Asiatische und osteuropäische Schüler hingegen ziehen an der Schweizer Jugend vorbei.

Damit verdichtet sich der negative Trend. Eine Schmach für ein Land, das sich für sein herausragendes Bildungssystem rühmt. Entsprechend ruhig sind die Methoden-Kritiker plötzlich geworden. Zu Recht: Anstatt die Schuldigen in der OECD zu suchen, sollten wir uns fragen, was hier in der Schweiz in den Schulzimmern nicht richtig läuft.

Die Antwort lautet: falsch gelagerte Reformen. Lernschwache Schüler sind heute in die Regelklassen integriert, Klassen werden vergrössert, Lektionen für «Deutsch als Zweitsprache» abgebaut, mehrere Fremdsprachen parallel unterrichtet. Das bringt die Schulen vielerorts an ihre Belastungsgrenzen. In der Konsequenz leidet die individuelle Förderung, gerade im komplexer zu begleitenden sprachlichen Bereich. Das wiederum hat für jene Schülerinnen und Schüler verheerendere Folgen, die auch zu Hause nicht die nötige Unterstützung erhalten.

In scharfem Kontrast zum übersteigerten Reformeifer in der Schule steht die Tatenlosigkeit im Vorschulalter. Die Schweiz ist im internationalen Vergleich eine Wüste, was die Frühförderung betrifft. Dabei werden in dieser Zeit die Weichen für die Sprach- und Lesekompetenz gestellt. Studien zeigen: Kinder aus bildungsfernen oder fremdsprachigen Familien können ihre Defizite später in der schulischen Laufbahn nicht mehr vollständig aufholen.

Anfang der 2000er-Jahre hatten die schlechten Lese-Resultate der Pisa-Studie in der Schweiz einen heilsamen Schock ausgelöst. Es ist zu hoffen, dass die jüngsten Ergebnisse wieder einen solchen Effekt haben werden - damit sprachlich schwache Kinder früh gefördert und in der Schule nicht überfordert werden.

Schweizer sind nur Mittelmass

Tages-Anzeiger 4.12.2019, Pisa-Studie, Janine Hosp, Tim Wirth und Yannik Wiget

Bildung • Die Schweizer Jugendlichen schneiden bei der Pisa-Studie in allen Fächern schlechter ab als noch 2015 - besonders beim Lesen. Fachleute fordern, dass die Kinder schon vor der Schule gefördert werden sollen.

Fast jeder vierte Jugendliche in der Schweiz ist leseschwach; er kann die Grundidee eines Textes nicht erkennen und auch dessen Informationen nicht nutzen. Der Anteil dieser leseschwachen Jugendlichen ist seit der letzten Pisa-Studie im Jahr 2015 um vier Prozentpunkte auf 24 Prozent gestiegen. So erreichten die 15-Jährigen in der neusten Pisa-Erhebung von 2018 bei der Lesekompetenz nur noch Mittelmass.



Die Schweiz rangiert auf Platz 27, nach Deutschland und Frankreich, aber noch vor Italien. Bei der Pisa-Erhebung lösten 15-Jährige aus 79 Ländern Aufgaben zu Lesen, Mathematik und Naturwissenschaften. In der Schweiz beteiligten sich rund 6000 Schülerinnen und Schüler des Jahrgangs 2002. Am besten – wenn auch leicht schlechter als 2015 – schneiden die Schweizer Jugendlichen in Mathematik ab. Überdurchschnittlich viele haben gute oder sehr gute Ergebnisse erzielt. In Europa sind nur noch die Esten besser. Ebenfalls gut schnitten die Schweizer Jugendlichen in Naturwissenschaft ab. In allen drei Fächern führen China, Singapur und Macau jeweils die Liste an.

Schweizer Jugendliche können gemäss der Pisa-Studie nicht nur schlechter lesen als früher, sie haben auch deutlich weniger Freude daran. Vielen bereitet es keinen Spass mehr, ein literarisches Buch oder einen Zeitungsartikel zu lesen. Auf die Frage, wie oft sie in der Freizeit lesen, antworteten mehr als die Hälfte: «Ich lese nicht zum Vergnügen.» Das sind deutlich mehr als noch im Jahr 2000. Auch in den anderen untersuchten Ländern sinkt die Lesefreude.

Lust am Lesen fehlt

Als Grund nennt die OECD den digitalen Wandel; das Smartphone habe die Art und Weise, wie Menschen Informationen lesen und austauschen, verändert. «Bücher werden heute von den sozialen Medien, von Netflix und anderen Freizeitbeschäftigungen konkurrenziert», sagt auch Dagmar Rösler, die Präsidentin des Dachverbands Lehrerinnen und Lehrer Schweiz (LCH). Würden die Jugendlichen lieber lesen, zeigt die Pisa-Studie auf, würden sie auch Texte besser verstehen. Silvia Steiner, die Präsidentin der Schweizerischen Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren (EDK), sagt: «Wir müssen uns fragen, wie es uns gelingt, dass Jugendliche wieder mehr Lust am Lesen bekommen.» In den Kantonen seien bereits eine Reihe von Projekten lanciert und Konzepte ausgedacht worden, um die Lesekompetenz zu erhöhen. Aber: Auch die Eltern spielten eine wichtige Rolle.

Für Rudolf Minsch vom Wirtschaftsverband Economiesuisse haben die Anstrengungen der Schulen allerdings noch zu wenig gefruchtet. Jahrelang habe man der Schule viele zusätzliche Aufgaben aufgebürdet - etwa zwei Fremdsprachen auf Primarschulstufe. Dabei sei das Hochdeutsch essenziell für die gesamte Bildungskarriere; hier dürften keine Kompromisse gemacht werden.

Matthias Aebischer, SP-Nationalrat und Präsident des Schweizerischen Verbands für Weiterbildung, macht derweil eine «Verluderung der Sprache» aus. Dagegen müsse die Schule ankämpfen. Die Schüler sollten viel schreiben und Texte lesen, die sie wirklich interessieren. «Das Beste, was geschehen kann, ist, dass die Kinder zum Beispiel Harry Potter entdecken und dann siebenmal durchschnittlich 600 Seiten lesen», sagt Aebischer.

Fremdsprache Hochdeutsch

Dafür, dass viele andere Länder beim Lesen besser abschneiden, hat der Nationalrat eine Erklärung. Hochdeutsch sei in der Schweiz noch immer eine Fremdsprache. In Frankreich müssten die Schüler nur lernen, so zu schreiben, wie sie auch sprechen. Für Migranten sei es in der Schweiz sogar noch schwieriger: Hochdeutsch sei ihre zweite Fremdsprache. Wie der OECD-Bericht auch zeigt, ist die Zahl der Jugendlichen mit Migrationshintergrund in der Schweiz zwischen 2009 und 2018 um 10 Prozentpunkte gestiegen, was überdurchschnittlich ist.

Insbesondere fremdsprachige Kinder aus finanziell schlecht gestellten Familien schneiden in allen Fächern unterdurchschnittlich ab. «Wir müssen über die Chancengerechtigkeit sprechen», sagt Dagmar Rösler vom LCH. Die Schulen müssten vor allem Kinder im Vorschulalter stärker fördern. Heute kämen Mädchen und Knaben in den Kindergarten, die kaum Deutsch verstünden und gleichzeitig aus finanziell schlechtergestellten Familien



kämen. Dieses Defizit könnten sie während ihrer ganzen Schulkarriere kaum mehr aufholen.

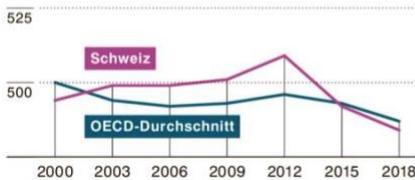
Eine weitere Massnahme, die bereits umgesetzt wird, ist, dass Kinder und Jugendliche ihre Hausaufgaben vermehrt in der Schule und nicht zu Hause lösen, damit alle die gleichen Chancen haben. «Chancengleichheit haben wir nie», sagt EDK-Präsidentin Silvia Steiner. Doch die Schulen versuchten heute viel stärker, auf das Individuum einzugehen und die Fähigkeiten der Kinder gezielt zu fördern.

Entwicklung der Schweiz im Vergleich zum Durchschnitt aller OECD-Länder

Anzahl Punkte auf der normierten Scala der OECD

Lesen

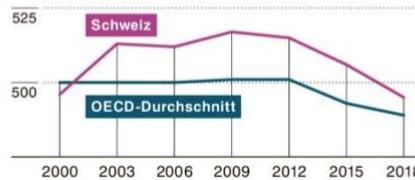
550



Grafik: niz / Quelle: OECD

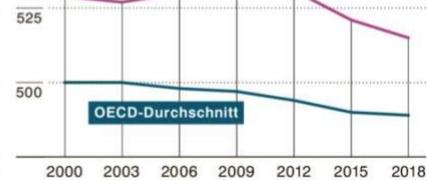
Naturwissenschaften

550



Mathematik

550



Pisa-Studie 2019: Schweizer Schüler verschlechtert

Blick 3.12.2019, Christian Beutler

Schweizer Schülerinnen und Schüler haben in der Pisa-Studie unterschiedlich abgeschnitten. Während sie in Mathematik nach wie vor Spitze sind, lagen sie in den naturwissenschaftlichen Fächern knapp über und beim Lesen sogar knapp unter dem Durchschnitt der OECD-Länder.

Im Lesen erreichten die Schweizer Schülerinnen und Schüler 484 Punkte, drei Punkte weniger als der Durchschnitt der Länder der Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (OECD), wie aus den am Dienstag veröffentlichten Zahlen zur neusten Pisa-Studie hervorgeht.

In Mathematik dagegen liegen die Schweizer Schülerinnen und Schüler nach wie vor weit oben in der Rangliste. Sie erreichte 515 Punkte, der OECD-Durchschnitt lag bei 489 Punkten. Vor der Schweiz rangierten insbesondere die asiatischen Länder sowie Estland, die Niederlande und Polen.

Gut in Naturwissenschaften

Bei den Kenntnissen in Naturwissenschaften erreichte die Schweiz 495 Punkte gegenüber dem OECD-Durchschnitt von 489 Punkten. Vor der Schweiz klassierten sich Länder wie Deutschland, Schweden, Belgien oder Tschechien.

Laut der Studie sind die Resultate der Schweizer Schulkinder seit 2012 schlechter geworden, und zwar in allen Disziplinen: Der Unterschied im Vergleich zu den Resultaten von 2018 variiert zwischen 16 Punkten in Mathematik und 20 Punkten in der Naturwissenschaft.

Lehrerverband sieht Handlungsbedarf

Der Schweizer Lehrerverband (LCH) freut sich dennoch über die Resultate, heisst es in der Mitteilung.

Im internationalen Vergleich hätten die teilnehmenden Schülerinnen und Schüler ein



hervorragendes Ergebnis in Mathematik, überdurchschnittliche Resultate in Naturwissenschaften und durchschnittliche Werte in der Lesekompetenz erzielt. Diese Resultate bedeuteten für die Lehrpersonen eine klare Bestätigung ihrer Arbeit. Sie würden an Schweizer Volksschulen im internationalen Vergleich sehr erfolgreich, leistungsorientiert und mit grossem Engagement unterrichten.

Nur die Leistung in Bezug aufs Lesen sei «nicht zufriedenstellend». Es herrsche «Handlungsbedarf in den Bereichen Lesekompetenz, Frühförderung, Nutzung digitaler Technologien in der Schule sowie der Begabungs- und Begabtenförderung.»

Geprüft worden sei der Umgang der Jugendlichen mit unterschiedlichen digitalen Textquellen. Im OECD-Durchschnitt habe nur einer von zehn Schülerinnen und Schülern zwischen Fakt und Meinung unterscheiden können. Dies sei im Zeitalter von «Fake News» beunruhigend und streiche die Bedeutung der Vermittlung von Medienkompetenzen in der Schule hervor.

Leserresultate wegen Migranten aufge bessert

Die OECD hält zur Studie auch fest, dass in der Schweiz die Zahl der Schulkinder ausländischer Herkunft zwischen 2009 und 2018 stark zugenommen hat. 2018 hatten in der Schweiz 34 Prozent der Schülerinnen und Schüler einen Immigrationshintergrund. Um diesem Umstand Rechnung zu tragen, wurden die Lese-Resultate um fünf Punkte aufge bessert.

Mit der Pisa-Studie werden seit dem Jahr 2000 die Kompetenzen der 15-jährigen Schülerinnen und Schüler getestet. Rund 600'000 Schülerinnen und Schüler aus 79 Ländern haben am Test 2018 teilgenommen. Aus der Schweiz waren rund 6000 Teilnehmer aus über 200 Schulen dabei.

Mehrere Länder sind zum ersten Mal vertreten gewesen, so Saudi-Arabien, Weissrussland, Bosnien-Herzegowina und die Ukraine. (SDA)

Wer nicht liest, ist abgehängt

Tages-Anzeiger 4.12.2019 Pisa-Studie, Martin Ebel

Einordnung • Schweizer sind immer schwächer im Lesen. Was das bedeutet für die Gesellschaft.

Von den «Abgehängten» ist jetzt häufig die Rede in soziologischen Untersuchungen und sorgenvollen Leitartikeln. Von denen, die den Anschluss an die Gesellschaft verloren haben - Geringverdiener, die in entvölkerten Landstrichen leben und empfänglich sind für die billigen Parolen populistischer Rattenfänger.

Die neuen Ergebnisse der Pisa-Studie - alarmierend nicht nur, aber auch für die Schweiz - dürften die Aufmerksamkeit auf eine andere Art des Abgehängtseins lenken. Sie hat ihre Ursache nicht in Niedriglöhnen oder einer nicht vorhandenen Verkehrsanbindung, sondern in mangelnder Lesekompetenz.

Ein Viertel der künftigen Stimmbürger ist betroffen

Die Betroffenen sind zwar keine Analphabeten, aber sie sind nicht in der Lage, das Gelesene auch zu verstehen. Sie wissen oft nicht einmal, was ein Text an Informationen enthält - geschweige denn, was für Zwecke der Verfasser damit verfolgt. Und schon gar nicht sind sie fähig, sich zu diesem Text zu verhalten - zustimmend oder kritisch.

Jeder vierte 15-jährige Schüler in der Schweiz hat diese Fähigkeiten nicht, sagt die neue



Pisa-Studie. Also ein Viertel der künftigen Stimmbürger, Arbeitskräfte, Familienväter oder -mütter. Sie werden Abstimmungsunterlagen nicht verstehen, Sicherheitsbestimmungen, Zeitungsartikel, Arbeitsanweisungen. Was für eine Rolle können sie spielen in der Gesellschaft, was für Staatsbürger können das sein? Und was für eine Gesellschaft wird das sein, in der ein beträchtlicher Teil gar nicht versteht, worum es geht?

Information und Propaganda nicht zu unterscheiden

Wer nicht versteht, was er liest, weil er nicht richtig lesen kann, der kann zwischen Fakten, Meinungen oder Fakes nicht unterscheiden. Dem ist Information, Werbung und Propaganda Jacke wie Hose. Der ist Manipulationen aller Art wehrlos ausgesetzt. Demokratie ist die beste Staatsform, aber auch die anspruchsvollste. Damit sie funktioniert, braucht sie mündige Bürger. Mündigkeit stellt sich durch Bildung und Erfahrung her. Die wichtigste Quelle dafür ist die Lektüre.

Nicht nur von Sachtexten, wohlgermerkt. Der informierte Mensch ist nur der halbe Mensch. Es ist die Literatur, die ihn aus der eigenen Begrenztheit heraus führt. In andere Köpfe, andere Seelen und Gemüter. Die ihn empfänglich macht für das Leid und die Freude, die Sorgen und Interessen anderer Menschen. Perspektivwechsel, Einfühlung, Empathie: Das vermittelt Literatur. Sie bildet die Persönlichkeit und bereichert sie kontinuierlich, ein Leben lang.

Wem dieser Zugang zum Innern anderer Menschen versperrt bleibt, der ist arm dran. Arm an Wissen, arm an Empfindung. Wer nicht lesen kann, der ist wirklich abgehängt. Ein Viertel Abgehängter - das kann sich die Schweiz nicht leisten, nicht politisch, nicht wirtschaftlich, nicht menschlich.

Lese-, nicht Medienkompetenz

NZZ 6.12.2019, Leserbrief

«Ein Buch zu lesen, gehört für viele Kinder nicht mehr zur normalen Freizeitbeschäftigung», wird die Zürcher Erziehungsdirektorin Silvia Steiner zitiert (NZZ 4. 12. 19). Als Massnahme gegen den durch die Pisa-Studie aufgedeckten Missstand aber fordert auch diese Zeitung eine verstärkte Förderung der «Medienkompetenz», sprich eine bessere Schulung im Umgang mit Tablets und Smartphones. Dabei ist es längst erwiesen, dass das Lesen von Büchern, das man mit dem Umsetzen einer Partitur mit der eigenen Phantasie und Intelligenz vergleichen könnte, während die elektronischen Geräte gerade diese beiden Bereiche weniger beanspruchen und benötigen, der Entwicklung einer selbständigen Denk- und Entscheidungsfähigkeit sehr viel förderlicher ist als jede noch so faszinierende Hingabe an die digitalen Wunderwerke.

Der frühe und lebenslange Umgang mit dem gedruckten Buch kann und darf durch die Elektronik nicht abgelöst, sondern nur ergänzt werden. Nichts leistet einer Entwicklung, in der eine total vernetzte und kontrollierte Gesellschaft am Ende zum willfährigen Spielball wirtschaftlicher oder politischer Mächte wird, mehr Widerstand als das einfache, seit einem halben Jahrtausend für unsere kulturelle Identität zentrale Phänomen «gedrucktes Buch». Die Förderung der Kinder- und Jugendliteratur in gedruckter Form muss deshalb allem elektronischen Fortschritt zum Trotz ein zentrales Anliegen von Schule, Gesellschaft und Politik bleiben. Für das Vorschul- und Erstlesealter zum Beispiel sollte in dieser Hinsicht das Schweizerische Jugendschriftenwerk (SJW), das unter Mitwirkung von Autorinnen und Autoren der ganzen Schweiz Jahr für Jahr eine ganze Reihe von Leseheften in allen Landessprachen und in attraktiver Aufmachung zum Preis eines Znü nibrots vorlegt, wieder



vermehrt Beachtung finden. Die vom Verlag zur Verfügung gestellten gelben Boxen, mit denen Lehrerinnen und Lehrer ihren Klassen die jeweils neuen Hefte präsentieren können, müssten eigentlich ebenso zwingend zum Schulalltag gehören wie die Anschaffung von Tablets und Laptops, ohne die offenbar für viele ein erfolgreiches Unterrichten nicht mehr denkbar ist.

Charles Linsmayer, Zürich

«Schulkinder suchen keinen Coach, sie wollen einen Häuptling.

Bildung braucht Beziehung.»

Zürcher Bote 29.11.2019, Timotheus Bruderer

Auf die Tatsache, dass mit der Umsetzung des Lehrplan 21 einerseits grundlegende Bedürfnisse der Schulkinder auf der Strecke bleiben und andererseits den Lehrpersonen ihre Kernaufgabe entzogen wird, macht der Verein «Starke Volksschule Zürich» regelmässig aufmerksam. Jüngst durch einen Vortrag mit dem bekannten Pädagogen Carl Bossard.

Den Teppich unter den Füßen weggezogen

Eine Konsequenz des Lehrplan 21 besteht darin, dass Lehrpersonen zu «Coaches» heruntergestuft werden, während die Schulkinder durch sog. selbstorganisiertes Lernen ihren Lernweg selber bestreiten müssen. Darunter leidet die Beziehung zwischen Lehrperson und Schulkind – gemäss Carl Bossard die Grundlage überhaupt, damit Kinder das mitnehmen können aus ihrer Schulzeit, was sie für ihr Leben benötigen. Die empirische Forschung von John Hattie und anderen bestätigt: Zentral für den Lernerfolg der Schulkinder sind die Lehrerinnen respektive Lehrer und ihr Unterricht und, so Bossard, «ihre spürbare Beziehung zu den Kindern».



Der Referent Carl Bossard mit abgeschnittener Krawatte. Sie symbolisiert den einschneidenden Wertebruch der 68er-Jahre.

Spannungsfeld zwischen Freiheit und Ordnung

Kinder suchen Einfühlung und Fürsorge, benötigen aber gleichzeitig Führung und Struktur. Dieses Spannungsfeld lässt sich nicht auflösen, sondern muss durch eine Lehrer-Schüler-Beziehung gemeistert werden, was eine gewisse Autorität seitens Lehrperson voraussetzt. Mit den 68ern ist die «alte Autorität» zwar weggebrochen, zugleich aber auch die unerlässliche Autorität des Pädagogen als Persönlichkeit.

«PH-Neutralität» nicht nur in der Seife nötig

Nachdem uns in den letzten Jahrzehnten die Ökonomisierung der Schule durch die OECD aufgedrängt und durch schulferne Strategen in unserer Bildungsverwaltung aufgenommen und umgesetzt wurde und wird, steuern heute die Bildungsbehörden die Schulleitungen und diese wiederum ihre Lehrerschaft. An den pädagogischen Hochschulen (PH) werden



angehende Lehrerinnen und Lehrer regelrecht zu Coaches «umerzogen»: Der Frontalunterricht wird verpönt, Lehr- und Methodenfreiheit immer mehr verweigert und so der Beziehungsaufbau zu den Kindern verunmöglicht. Etwas mehr «PH-Neutralität» würde nicht nur unseren Händen, sondern auch unserer Lehrerschaft guttun.

Timotheus Bruderer ist Gemeinderat von Wetzikon und Präsident des Vereins «Starke Volksschule Zürich»

Operatives vom Prinzipiellen her denken

Journal21, 1.12.2019, Carl Bossard

Bildungspolitisch Verantwortliche bestimmen die Strategie. Die „Frontleute“ setzen die Vorgaben um. In methodischer Freiheit. So will es die Theorie. Doch die pädagogische Wirklichkeit zeigt oft etwas anderes.

„Wenn wir im Prinzipiellen nicht einig sind, ist es sinnlos, Pläne – oder Konzepte – zu schmieden“, soll der chinesische Philosoph Lao Tse gesagt haben. Und geschweige denn ins Operationelle hinunterzusteigen, sei beigefügt.

Kongruenz im Prinzipiellen ermöglicht Freiheit im Operativen

Im Prinzipiellen einig sein, damit sich das Operative, das Konkrete, die Alltagsarbeit an etwas Übergeordnetem orientieren kann: Das ist der Grundsatz, um wirksame Ergebnisse zu erhalten. Kongruenz im Prinzipiellen lässt zudem Freiheit im Operativen zu. Nur so kann der Einzelne an der Basis situativ richtig reagieren. „Make maximum use of principles!“ hiess darum die Maxime von Peter Drucker, dem US-amerikanischen Ökonomen und originellen Managementdenker.

Wie eng Prinzipielles und Operationelles zusammenhängen, zeigt sich am Beispiel des Frühfranzösisch im „Passepartout“-Raum. Es wird ab der dritten Klasse unterrichtet. Die sechs Kantone Bern, Basel-Stadt, Baselland, Solothurn, Freiburg und Wallis einigten sich auf ein gemeinsames Prinzip: Die Kinder tauchen in die neue Fremdsprache ein; sie nehmen – metaphorisch gesprochen – ein „Sprachbad“. Auf das systematische Erlernen von Wortschatz und grammatikalischen Strukturen wird bewusst verzichtet, obwohl gewisse Lerntypen damit gezielter vorwärtstücken. Im Sprachbad lernt man es en passant – beim Zuhören und Sprechen. Korrigieren sollen die Lehrer nur zurückhaltend. So will es die Strategie der Bildungsverantwortlichen.

Viele Schüler erreichen nicht einmal „elementares Niveau“

Fürs Operative, für den konkreten Schulalltag entwickelten Bildungsstäbe und Experten das Lehrmittel „Mille feuilles“. Es kam 2011 auf den Markt und ist Teil des 50 Millionen teuren Fremdsprachenkonzepts „Passepartout“. Das Unterrichtsmedium setzt die Strategie des Sprachbads um. Es ist obligatorisch. Schon bald wurden Kritiken und Klagen laut. Der Tenor von Lehrer- und Elternseite: Mit „Mille feuilles“ lernten die Kinder viel zu wenig. Das Lehrmittel sei unübersichtlich, unstrukturiert und wenig praxistauglich, ein systematisches Arbeiten nicht möglich.

Die Vorwürfe wirkten: Die Lehrmittel-Autoren besserten operativ nach, schufen Zusatzmaterialien und Übungsunterlagen, doch die Lernresultate verbesserten sich kaum. Die Studie des Instituts für Mehrsprachigkeit der Universität Freiburg förderte gravierende Defizite zutage. Am besten schneidet Hörverstehen ab. In diesem Bereich erreichen 57 Prozent der Sechstklässler die Lernziele, beim Leseverstehen sind es knapp 33 Prozent und beim Sprechen, dem wohl wichtigsten Bereich einer Fremdsprache, nicht einmal 11



Prozent¹. Das Fazit der Studie: Ein beachtlicher Teil der Schülerinnen und Schüler kommt nicht einmal auf ein „elementares Niveau“.

Warum nicht die Strategie ändern?

Die Resultate lagen seit Mai 2019 vor. Sie wurden aber nie publiziert. Die Bildungsbehörden wollten die deprimierenden Ergebnisse verschweigen². Stattdessen liess die grüne Berner Erziehungsdirektorin Christine Häsler zur gleichen Zeit verlauten, man befände sich beim Frühfranzösisch auf dem richtigen Weg. Auf die Kritiken an „Mille feuilles“ und die ernüchternde Evaluation angesprochen, meinte sie nun: „Das ist keine Überraschung. Die Probleme sind erkannt und das neue Lehrmittel wird laufend verbessert.“³

Die Verantwortlichen optimieren im Operativen, reagieren auf Lehrmittelebene. Warum überdenken sie nicht die Strategie? Ist das „Sprachbad“ allein zielführend? Und warum denken sie nicht auch an jene Schülerinnen und Schüler, die einen analytischen Sprachzugang haben? Doch davon spricht niemand.

Warum wartet man so lange?

Es ist sinnlos, im Strukturellen zu schrauben und zu bohren, wenn die Strategie nicht stimmt, wenn der Fehler im Prinzipiellen liegt. Klaffen Bildungsidee und Wirklichkeit auseinander, leidet nur die Wirklichkeit. Und das sind die Kinder und Jugendlichen – und mit ihnen die Lehrerinnen und Lehrer und auch die Eltern.

„Wir haben jetzt eine Generation Schüler, die schlicht keine Sprachkompetenz in Französisch hat“, schreibt ein Vater und fragt vorwurfsvoll: „Wieso hat man nur so lange zugeguckt und keine notwendigen Massnahmen ergriffen?“ Das fragen sich in der Zwischenzeit viele.

Totalschaden abwenden – Freiheit geben

Im Kanton Baselland hat das Stimmvolk am vergangenen Sonntag mit 84,8 Prozent Ja eine Initiative angenommen: Sie lockert die Lehrmittelpflicht. Damit muss an den Baselbieter Schulen nicht mehr zwingend nach dem umstrittenen interkantonalen Fremdsprachenkonzept „Passepartout“ unterrichtet werden. Das Lehrmittel-Obligatorium fällt. Die Verantwortung geht damit ein spürbares Stück zurück an die einzelne Lehrperson. Sie muss wissen, was sie will und wie sie es mit ihren Kindern erreicht. Das Prinzipielle und das Operative wirksam verbinden und die Ziele erfüllen, dafür zeichnen Lehrerinnen und Lehrer verantwortlich. Dazu brauchen sie methodische Freiheit – allerdings im Rahmen vom Prinzipiellen.

Genau das fordert der „Bund“-Redaktor Christoph Aebischer, wenn er schreibt: „Dem Kanton Bern läuft beim Französisch-Lehrmittel „Mille feuilles“ die Zeit davon, um einen Totalschaden abzuwenden. Es ist Zeit, den Lehrerinnen und Lehrern mehr Freiheit zu geben.“⁴

¹ Eva Wiederkeller, Peter Lenz (2019), Kurzbericht zum Projekt ‚Ergebnisbezogene Evaluation des Französischunterrichts in der 6. Klasse (HarmoS 8) in den sechs Passepartout-Kantonen‘, durchgeführt von Juni 2015 bis März 2019 am Institut für Mehrsprachigkeit der Universität und der Pädagogischen Hochschule Freiburg im Auftrag der Passepartout-Kantone. Freiburg.

² Stefan von Bergen, Die geheime Frühfranzösisch-Studie, in: Berner Zeitung, 27.09.2019, S. 3.

³ <https://www.srf.ch/news/regional/bern-freiburg-wallis/mille-feuilles-in-der-kritik-schlechte-noten-fuer-das-fruehfranzoesisch>

⁴ Christoph Aebischer, Probezeit für „Mille feuilles“ ist abgelaufen, in: Der Bund, 26.11.2019.



Die geleitete Lehrmittelfreiheit kommt - ein echter Meilenstein!

LVB (Lehrerinnen- und Lehrerverein Baselland) 25.11.2019

Geschätzte Mitglieder

Mit dem erdrutschähnlichen Ja von fast 85% der Baselbieter Stimmbevölkerung wird die geleitete Lehrmittelfreiheit an unserer Volksschule Tatsache. Die LVB-Geschäftsleitung ist über diesen Entscheid, der die LVB-interne Umfrage an Deutlichkeit sogar noch übertrifft, hochofret und hält ihn für einen echten bildungspolitischen Meilenstein.

Resultat: **angenommen**: Ja 84.82%, Nein 15.18%



Wir erkennen und begrüßen in der geleiteten Lehrmittelfreiheit auch eine Stärkung der pädagogischen Verantwortung von uns Lehrerinnen und Lehrern. Jede Lehrperson soll sich aus einer Liste geprüfter, lehrplankompatibler Lehrmittel bewusst für dasjenige entscheiden, mit dem ihrer Überzeugung gemäss ihre Klasse die Lernziele am besten erreichen kann.

Auch wenn die Kontroverse um die Passepartout-Lehrmittel den Anstoss dazu gab, so ist die geleitete Lehrmittelfreiheit keineswegs auf die Fremdsprachen beschränkt: In Zukunft – wenn auch nicht flächendeckend von heute auf morgen – wird der Bildungsrat den Lehrpersonen in möglichst allen Fächern eine Auswahl an geeigneten Lehrmitteln vorlegen. Denn auch in anderen Fächern gibt es Lehrmittel, deren Einsatz bekanntermassen vielen Lehrpersonen widerstrebt; «Zahlenbuch» und «Sprachfenster» sind nur zwei davon.

Die Vorlage ist klar: Die Verantwortung für die Wahl der Lehrmittel aus der geprüften Liste ist neu der **einzelnen** Lehrperson übertragen. Die Ziele des Lehrplans geben die inhaltliche Klammer vor. Allfällige Versuche, Lehrpersonen einer Schule zu einem einheitlichen Vorgehen zu drängen oder gar zu nötigen, wären daher inakzeptabel. Sollten sich unsere Mitglieder nach Inkraftsetzung der geleiteten Lehrmittelfreiheit in dieser Hinsicht eingeschränkt fühlen, können sie sich jederzeit an den LVB wenden.

Pädagogische Innovationen werden sich in Zukunft nur noch verbreiten können, wenn sie sich auch wirklich als praxistauglich erweisen – und nicht, weil sie «von oben» verordnet wurden. Das Votum der Baselbieter Stimmbevölkerung sprach sich für mehr «bottom up» und weniger «top down» an unseren Schulen aus.

Naiv aber wäre der Glaube, die geleitete Lehrmittelfreiheit könne alle bestehenden Problemfelder und Herausforderungen der Volksschule beheben. LVB-Präsident Roger von Wartburg unternimmt in der neuen Ausgabe des lvb.inform, das in den nächsten Tagen in den Druck geht, eine umfassende Auslegeordnung, die ganz bewusst eine kontroverse Debatte befeuern will. Bleiben Sie also mit uns im Diskurs! Zugunsten guter Baselbieter Schulen!

Ihre LVB-Geschäftsleitung



Tendenzen geben zu denken

EDU-Standpunkt Dezember 2019, Lisa Leisi, Präsidentin EDU Kanton St. Gallen

Der Verein Ostschweizer Kinderärzte organisiert in St. Gallen Jährlich mehrere Veranstaltungen zu Themen rund um Kinder, Gesundheit und Bildung. Der Anlass «Ökonomisierung der Kindheit, eine Herausforderung für Schule und Pädiatrie, machte deutlich, wie unmenschlich diese ist.

Die forcierte Ökonomisierung im Bildungs- und im Gesundheitswesen macht den Menschen zur Maschine und wird seinen Bedürfnissen nicht gerecht (nachstehend Ausführungen im Wortlaut). Das führt zu Mehrkosten und Verlierern auf allen Ebenen. Die Problematik wird sich mit der Digitalisierung zusätzlich verschärfen.

Spitäler als Profit Center?

Prof. Dr. med. Giovanni Maio, Philosoph und Internist an der Universität Freiburg, erläuterte prägnant das Spannungsfeld, wenn die Medizin betriebswirtschaftlichen Kriterien unterworfen wird. Denn die Ärztekunst und die Arbeit des Pflegepersonals werden in ihrer Berufsethik zutiefst in Frage gestellt, wenn Spitäler wie Betriebe funktionieren sollen. Die Medizin wird umprogrammiert und deformiert. Mit Messbarem, mit standardisierten Abläufen, Produktivität und Fallsteigerungen Kosten zu sparen, kann nur scheitern. Denn Heilberufe brauchen Freiheit. Sie basieren auf Beziehungsarbeit. Es braucht die Ermöglichung der Professionalität durch Zeit und Beziehung, aber diese drei werden wegrationalisiert! Die eigentliche Leistung wird nicht gesehen. Und weil diese nicht gemessen werden kann, erscheint sie überflüssig.

Beziehungsarbeit als A und O

Dabei geht es für den Arzt darum, Komplexität zu bewältigen, von Dingen abzusehen, die vielleicht lukrativ wären. Es braucht eine Balance von Tun und Unterlassen - zulassen, warten, gedeihen lassen, Dinge in den Griff bekommen, indem man mit ihnen geht. Die Kunst und Professionalität bestehen darin, eine Situation zu erfassen mit deren Einmaligkeit, das Jetzt und Hier und damit das Kind – oder den Erwachsenen – und dessen Hintergrund (Sozialisation). Es braucht Fingerspitzengefühl und konzentrierte Grundaufmerksamkeit, die auch den Ton und nicht nur Worte erfasst. Gerade die Zwischentöne ermöglichen ein behutsames Vorgehen, ein sich Vortasten im doppelten Sinn. Die Präsenz ist die Grundlage für Effizienz, die sich aus dem Vertrauen, Verständnis und damit der «Verstehensarbeit» der sich in ihrer Persönlichkeit unterscheidenden Kinder und Erwachsenen speist.

Schulen als «Unternehmen»?

Für Prof. Dr. phil. Jochen Krautz, Universitätsprofessor für Kunstpädagogik an der Universität Wuppertal, sind die Mechanismen an den Schulen mit denjenigen in der Medizin vergleichbar. Auch in den Schulen hat ein betriebliches Vokabular Einzug gehalten. So geht es um Qualitätsmanagement, Kompetenzdiagnostik, Berechenbarkeit und Klassenzimmer ähneln mitunter Grossraumbüros. Das Kind soll lernen, ein Lebensunternehmer zu werden: in sich zu investieren, um am Markt zu überleben ... Dabei soll nur noch anwendungsbezogen gelernt werden. Gewünscht wird Anpassungsfähigkeit und Steuerbarkeit. Soziale und religiöse Ziele sollen ausgemerzt werden, gemäss der Kulturkommission des Europarats. Bei diesem neoliberalen Marktprinzip verlieren insbesondere die Schwachen.

Individualisierung, Werteverlust, Entwurzelung

Dabei gründet bildender und erziehender Unterricht wie in der Medizin auf Beziehungs- und situationsbezogener Arbeit. Auch Pädagogen brauchen Freiheit und Autonomie.



Dabei dürfen Ziele und Mittel nicht verwechselt werden: Die Selbständigkeit der Schüler ist nicht der Anfang, sondern das Ziel. Und die heute vermehrt angewandte Individualisierung bedeutet gerade nicht individuelles Eingehen auf die Schüler, sondern Vereinzelung. Sinn und umfassende Menschenbildung hin zu Mündigkeit und Demokratie gehen dabei verloren.

Zu viele Wirtschaftsleute und Politiker haben ein mechanistisches und naturalistisches Menschenbild verinnerlicht. Mittels Indoktrinierung wollen sie Antworten auf bereits schiefe Gedanken geben. (Soweit eine Zusammenfassung der Referate).

Entwurf einer Alternative

Ich bin überzeugt: Gott hat jeden Menschen einmalig und einzigartig geschaffen. Er hat uns Menschen mit Kreativität und vielfältigen anderen Fähigkeiten begabt, die es zu entdecken und zu fördern gilt. Dabei ist es für uns zutiefst befriedigend und sinnstiftend, Lösungen zu finden, gemeinsam unterwegs zu sein und einander zu helfen. Dazu braucht es die Bildung und Förderung zu Mündigkeit, Freiheit und Eigenverantwortung. Was für ein Gegensatz zur versuchten Instrumentalisierung, Marginalisierung und Bevormundung des Menschen durch die Ökonomisierung im Bildungs- und Gesundheitswesen!

Digitalisierung mit Augenmass

St. Galler Tagblatt, 25.11.2019, Leserbrief

Wir können die Digitalisierung nicht verbannen

Die Digitalisierung ist nicht aus der Schule zu verbannen, darin stimme ich Urs Blaser zu. Doch ist die Digitalisierung mit Augenmass einzuführen und hat nicht die Aufgabe, die Lehrperson zu ersetzen. Leider wird aufgrund der heutigen pädagogischen Sichtweise die Lehrperson immer mehr zum Coach degradiert, da der Grundsatz gilt: «Die Schüler sollen ihren Lernprozess anhand von lebensnahen Problemschilderungen weitgehend selbst gestalten». Dies führt letztlich dazu, dass vor allem die schwachen Schüler aufgrund Überforderung auf der Strecke bleiben und jegliche Motivation an der Schule verlieren.

Zudem führt dieses individuelle Lernen, oftmals in offenen Lernumgebungen, auch zu einem Bedeutungsverlust des Klassenverbands. Dadurch kommen das soziale Lernen und der Umgang und die Auseinandersetzung mit anderen Meinungen zu kurz, was einen wesentlichen Aspekt der Persönlichkeitsentwicklung darstellt. Es hat schon seinen Sinn, wenn ein Schüler in das Gesicht einer Lehrperson und nicht in einen Bildschirm blickt. Die Lehrperson weiss darauf zu reagieren, der Computer nicht. Das ist unendlich wichtig, was auch die Lernfortschritte betrifft. Der klassische Unterricht im Lehrer-Schüler-Gespräch wird insofern auch zukünftig im Zentrum schulischer Lernprozesse stehen.

Unverständlich ist für mich zudem, weshalb Urs Blaser die humanistische Bildung im Sinne einer ganzheitlichen Persönlichkeitsbildung nicht mehr als aktuell ansieht. Die Digitalisierung ist eine Tatsache mit vielen Vorteilen, doch sollen wir deshalb die Bildung unserer Schüler einseitig an wirtschaftlichen Entwicklungen und Forderungen ausrichten, die bereits morgen wieder veraltet sind? Wo bleibt hier die Herzensbildung? Wo bleibt der Mensch als Ganzes? Menschsein ist mehr als Kompetenzen sagen können. Es ist endlich an der Zeit, dieser Ökonomisierung des Bildungssystems Einhalt zu gebieten.

Ralph Studer, Oberriet



Digitalisierung in der Schule

NZZ 6.12.2019, Leserbrief

Einmal mehr wird Französischunterricht an der Primarschule in positivem Sinne erwähnt (Bildungsbeilage, NZZ 28. 11. 19). Versuche, die unerfreuliche Situation zu beschönigen, gab es immer wieder, nur ist vielen Leuten dennoch längst klar, dass dieses politisch motivierte Festhalten am Frühfranzösisch in der Volksschule ein absolutes Fehlkonstrukt ist. Eine grosse Mehrheit der Kinder, das zeigen ernüchternde Ergebnisse am Ende der 6. Klasse eindeutig, wird damit klar überfordert. Dialekt, Schriftsprache, Englisch, Französisch und dazu vielleicht noch die Muttersprache aus einem andern Herkunftsland – das alles schon in der 5. Klasse ist zu viel, und daran, so mein Fazit aus der Bildungsbeilage der NZZ, wird auch ein noch so raffinierter digitalisierter Unterricht nichts ändern können.

Hans-Peter Köhli, Zürich

Soziale Medien machen Kinderseelen krank

Sonntagszeitung 24.11.2019, Dominik Balmer, Stv. Ressortleiter Nachrichten

Magersucht, ADHS, Einnässen – immer mehr Kinder und Jugendliche leiden an psychischen Störungen.

Für die blitzartig einschliessenden Kopfschmerzen bei Vanessa findet der Arzt keine Ursache. Das 13-jährige Mädchen ist kurz-sichtig und hat Legasthenie. In der Schule kommt sie aber einigermassen mit. Ihre Mutter leidet unter starken Stimmungsschwankungen, der Vater ist ein Choleriker. Vor sechs Monaten war Vanessa mit ihrem Onkel in einen Autounfall verwickelt, der Onkel ist dabei gestorben. Das Mädchen kann mit niemandem darüber reden, sie hat nur einmal ihrer besten Freundin davon erzählt.

Der Arzt schickt Vanessa für weitere Abklärungen zum Psychiater. Dieser diagnostiziert eine Somatisierungsstörung. Vereinfacht gesagt: Vanessa kann den Tod ihres Onkels nicht verarbeiten und reagiert mit Kopfschmerzen.

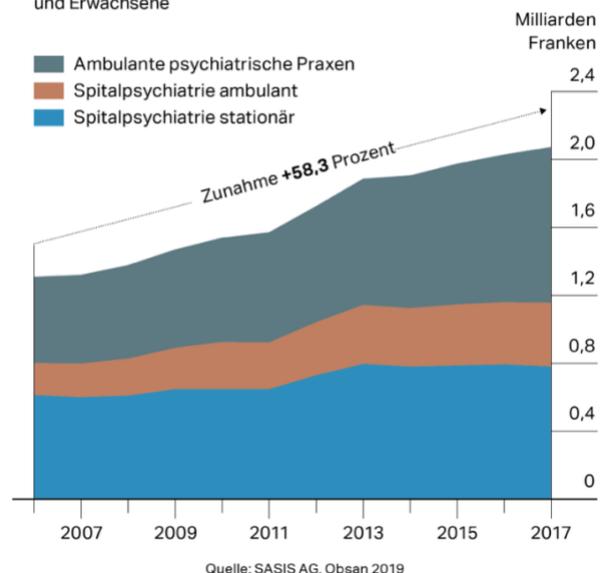
Solche Fälle sind typisch für Kinder und Jugendliche – seelische Leiden führen bei ihnen oft zu körperlichen Symptomen. Und: Derartige Fälle sind nicht nur typisch, sondern auch sehr häufig.

Eine neue Auswertung des Schweizerischen Gesundheitsobservatoriums (Obsan) zeigt, wie dramatisch die Zahlen in den vergangenen Jahren hochgeschwungen sind. Beispielsweise bei den Kindern und Jugendlichen bis 18 Jahre, die sich in einer Psychiatriepraxis behandeln liessen. Im Jahr 2006 waren es nur gerade 25 Kinder und Jugendliche pro 1000 Versicherte, 2017 bereits mehr als 41. Das ist ein Plus von 65 Prozent.

Noch deutlicher zeigt sich der Effekt bei den Konsultationen in der ambulanten

Die Psychiatrie wird immer teurer

Die Kosten umfassen alle Leistungen der Grundversicherung für Kinder, Jugendliche und Erwachsene





Spitalpsychiatrie. Von 2006 bis 2017 haben sich die Konsultationen bei den Kindern und Jugendlichen mehr als verdoppelt – die Gesundheitsstatistiker verzeichnen ein Plus von mehr als 120 Prozent. Bei manchen psychiatrischen Ambulatorien müssen die Eltern mittlerweile bis zu sechs Monate warten, um einen Termin für ihre Kinder zu bekommen.

Steigender Leistungsdruck ist eines der Hauptprobleme

Natürlich sind die Zahlen nicht nur ein schlechtes Zeichen. «Eltern, Lehrer und Angehörige schauen heute genauer hin, wie es den Kindern geht. Das ist positiv», so Oliver Bilke-Hentsch, Chefarzt der Luzerner Kinder- und Jugendpsychiatrie. Zumal auch das Angebot an Psychiatern und Psychologen gestiegen sei. «Früher gab es eine Dunkelziffer in der Statistik, diese ist heute sicher tiefer.»

Da ist aber auch die andere Seite. Der enorme Anstieg innert weniger Jahre hat noch weitere Gründe. Weniger erfreuliche. Schweizer Kinder und Jugendliche sind zwar so gesund wie seit Jahrzehnten nicht mehr – allerdings gilt das nur für deren Körper. Ihre Seelen, die sind zunehmend krank.

Dagmar Pauli ist Chefärztin der universitären Zürcher Kinder- und Jugendpsychiatrie. Als eines der Hauptprobleme bezeichnet sie den steigenden Schuldruck und die Leistungsanforderungen an die Kinder. Und die Schweiz ist keine Insel: Laut Pauli belegen internationale Studien, dass psychische Krankheiten wie Depressionen und Ängste bei Überforderung im Kindes- und Jugendalter auch in anderen Ländern häufiger diagnostiziert werden.

Für Bilke-Hentsch, Präsident der Vereinigung kinder- und jugendpsychiatrischer Chefarzte, ist die Digitalisierung einer der grossen Krankmacher. Der Arzt spricht von einem «immensen Risiko» für eine Gesellschaft. Die Digitalisierung löse bei den Erwachsenen «massive Unsicherheiten» aus. «Das überträgt sich auf die Kinder. Und sie sind letztlich nichts anderes als ein Seismograf ihrer Eltern.» Die Kinder würden sich fragen, ob sie in dieser Gesellschaft einmal überhaupt noch gebraucht würden.

So weiss man heute: Die zunehmenden Burn-out-Diagnosen bei den Erwachsenen prägen ihre Kinder. Sie wachsen in einem stressig-labilen Umfeld auf. Die Kinder leiden mit und werden später selber krank. Diese Prägung kann so weit gehen, dass sie in deren Erbgut nachweisbar wird.

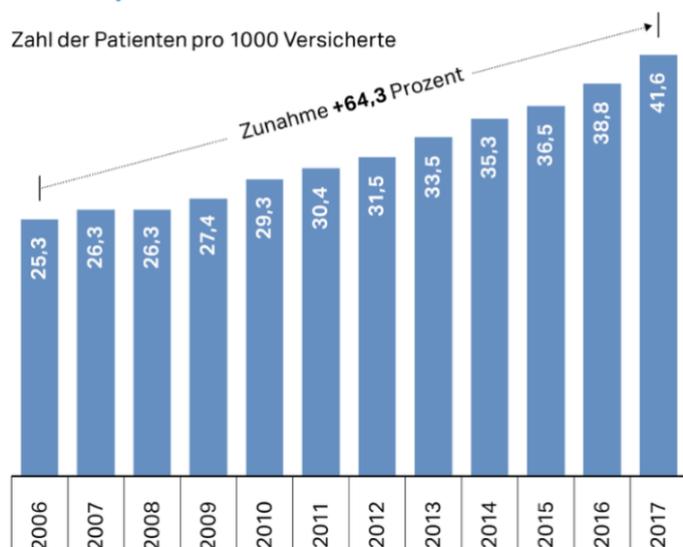
Immer gibt es jemanden, der besser oder schöner ist

Als zusätzlicher Brandbeschleuniger wirken die sozialen Medien und Netzwerke. Sie sind überall verfügbar – und erlauben ständige Vergleiche. Immer gibt es jemanden, der besser ist, schöner, mehr Follower hat und mehr Likes generiert. Für Kinderseelen sind solche Vergleiche und Dauerbewertungen toxisch. «Studien belegen, dass junge Menschen, die viel Zeit mit sozialen Medien verbringen, wesentlich depressiver sind als andere», sagt Bilke-Hentsch.

Starker Anstieg der Psychiatrie-Besuche

**Kinder und Jugendliche bis 18 Jahre,
die eine Psychiatrie-Praxis besucht haben**

Zahl der Patienten pro 1000 Versicherte



Quelle: SASIS AG, Obsan 2019



Letztlich sind es mehrere Faktoren, die zu einer Krise oder einer Krankheit führen. Stets zentral aber ist die Familie. Alain Di Gallo, Direktor der universitären Klinik für Kinder und Jugendliche in Basel, sagt: «Die Hirnentwicklung und die starke Abhängigkeit aller Kinder und Jugendlichen von ihrem Beziehungsumfeld sind eng mit der Symptomatik psychiatrischer Krankheiten verbunden.» Als typische Störungen bezeichnet er Trennungsängste, Einnässen, Magersucht und ADHS.

Die Lebensverweigerer sind überall gescheitert

Die Psychiater sehen aber auch immer wieder neue Phänomene. «Es gibt Lebensverweigerer, die sich abkapseln und nicht mehr zur Schule gehen wollen», sagt Psychiaterin Pauli. Dieser Schulabsentismus ist laut Pauli ein zunehmendes Problem. Es seien oft Buben betroffen, gerade in Kombination mit exzessivem Medienkonsum wie E-Sport-Games. Diese jungen Patienten sind überall gescheitert: in der Schule, im Sozialleben, in der Liebe. Was sie können, das Gamen, betreiben sie umso exzessiver.

In der Psychiatrie lernen die Kinder und Jugendlichen vereinfacht gesagt, wie sie ihre Probleme selber lösen können. Das soll sie wappnen für spätere Krisen. Manchmal klappt das ohne Medikamente, manchmal braucht es sie.

Dass es sich lohnt, sich so früh wie möglich mit der psychischen Gesundheit der Kinder zu befassen, ist unter Experten ein Konsens. Viele bei Kindern und Jugendlichen diagnostizierte Krankheiten würden im Erwachsenenleben fortbestehen, sagt Psychiater Di Gallo. Und rund die Hälfte dieser Störungen hätten ihren Ursprung vor dem 16. Lebensjahr.

Umso fataler sind seelische Leiden bei Kindern und Jugendlichen, weil sie Entwicklungsaufgaben hemmen: Für Babys und Kleinkinder sind das beispielsweise Laufen- und Sprechenlernen, bei Kindern und Jugendlichen das Einschulen, die erste Lehrstelle und die erste Liebesbeziehung. «Für Kinder gibt es keinen Neustart. Deshalb müssen wir früh intervenieren», sagt Bilke-Hentsch.

Was für die Fachleute logisch klingt, sieht die Politik zuweilen anders. Der Spardruck auf die Psychiatrie ist immens. Dabei müsste das Gegenteil passieren, wie Pauli fordert. «Wir haben in der Kinder- und Jugendpsychiatrie immer noch eine Unterversorgung. Wir - können nicht sparen. Wir müssen gerade bei den frühen und ambulanten Hilfen ausbauen – und das kostet.»

«Wir haben ein ernstes Nachwuchsproblem»

Auch Bilke-Hentsch ist besorgt, dass sich wegen der steigenden Kosten der Verteilungskampf weiter akzentuieren wird. «Wir riskieren, dass künftig 10 bis 20 Prozent aller Schweizer Kinder und Jugendlichen schlicht abgehängt werden.» Unter diesem hohen Druck verliere auch der Beruf des Psychiaters an Attraktivität. «Wir haben schweizweit ein akutes Finanzierungs- sowie ein ernstes Nachwuchsproblem, das wir zusammen mit der Politik dringend lösen müssen.»

Die Geschichte von Vanessa findet letztlich ein gutes Ende. In psychotherapeutischen Sitzungen bewältigt sie die verdrängte Trauer und Wut. Sie besucht ein Legasthenietraining, lernt Entspannungstechniken, treibt Sport. Gleichzeitig erhalten ihre Eltern Unterstützung – und die Lehrer werden einbezogen. Nach drei Monaten bezeichnet der Therapeut die Lage als stabil. Die Kopfschmerzen sind weg.

«Bequeme Modediagnosen»

Herr Ramming, immer mehr Kinder und Jugendliche gehen zum Psychiater – das zeigen Zahlen vom Bund. Wie erklären Sie sich diese Entwicklung?

Das Bewusstsein für psychische Krankheiten hat sich in unserer Gesellschaft sicher geschärft. Zugleich stelle ich eine Entstigmatisierung fest, die Eltern trauen sich heute



eher, professionelle Hilfe für ihre Kinder zu holen.

Wird in den Schulen schon vieles davon abgedeckt?

Die Schulpsychologie ist häufig so etwas wie der Vorposten im Gesundheitswesen. Ja, wir haben in den letzten Jahren eine starke Zunahme insbesondere von komplexen Fällen verzeichnet, die in den Familien und Schulen allein nicht mehr zu bewältigen sind.

Um welche Fälle handelt es sich da?

Betroffen sind sehr oft Kinder, die sich in der Klasse nicht benehmen können. Kinder also, die unter einer Verhaltensauffälligkeit leiden. Oft handelt es sich dabei um Kinder mit Migrationshintergrund, die schlecht Deutsch sprechen, in prekären finanziellen Situationen aufwachsen oder deren Umfeld über wenig Ressourcen verfügt.

Inwiefern sind solche Fälle komplex?

Allein schon eine Sitzung mit allen Beteiligten zu organisieren, braucht einen riesigen Koordinationsaufwand, weil bis zu zehn Personen anwesend sein müssen. Denn meist sind in diesen Familien bereits Sozialdienste oder andere Behörden involviert. Und für eine Lösung müssen wir das gesamte Umfeld einbeziehen. Erschwerend kommt hinzu, dass oft keine klare Ursache für das auffällige Verhalten besteht.

Und solche Fälle landen dann irgendwann in der Psychiatrie?

Sicher ein Teil davon, ja. Vor allem auch, weil die Ressourcen in der Schulpsychologie extrem knapp sind – gerade weil die komplexen Fälle viel Personal binden. Die ebenfalls knappen Ressourcen in der Kinder- und Jugendpsychiatrie führen dann oft auch zu bequemen Modediagnosen.

Philipp Ramming ist Präsident der Schweizerischen Vereinigung für Kinder und Jugendpsychiatrie.

Da haben wir Erwachsene etwas gar nicht gut gemacht

Sonntagszeitung 24.11.2019, Arthur Rutishauser, Chefredaktor Tages-Anzeiger

Wenn immer mehr Jugendliche psychiatrische Hilfe benötigen, läuft in unserer Leistungsgesellschaft etwas schief.

Das Positive zuerst: Die Jungen sind in ihrer grossen Mehrheit glücklich. Fast 80 Prozent gaben in einer kürzlich durchgeführten Befragung an, sie seien im letzten Monat meistens oder sogar immer glücklich gewesen. Nur 6 Prozent sagten, sie seien meist deprimiert. Damit sind die Jungen die glücklichsten Schweizer. Das zeigt sich auch bei der psychischen Gesundheit: Es sind viel mehr Erwachsene als Kinder, die psychiatrische oder psychologische Hilfe in Anspruch nehmen. Allerdings – und das ist das Beängstigende: Die Anzahl derer, die bereits als Kinder oder Jugendliche den Rat der Therapeuten brauchen, nimmt rasant zu. Warum nur? In der heilen Schweiz, wo es weder Krieg noch Hunger gibt, und wo wir doch das reichste Land der Welt sind?

Einerseits ist die Hemmschwelle, zum Psychologen zu gehen, gesunken. Während man früher als verrückt abgestempelt wurde, wenn man in der «Psychi» landete, ist das heutzutage bald so akzeptiert, wie wenn man ins Spital muss. Andererseits gibt es immer mehr Psychiater und Psychologen, die sich um die Jugendlichen kümmern. Gut möglich, dass sich das Angebot die Nachfrage bis zu einem gewissen Grade selber schafft. So nach dem Motto: Wenn denn schon jemand beim Seelenklempner war, dann muss er auch eine Diagnose haben. Dann kann man die Kosten der Therapie ruhigen Gewissens bei der Krankenkasse abrechnen. Andererseits haben wir in der Schweiz seit Jahren eine der



weltweit höchsten Suizidraten bei Jugendlichen. Jede Woche begehen zwei Jugendliche Suizid. Der Suizid ist nach dem Unfall die häufigste Todesursache. Hinzu kommen die gescheiterten Versuche.

Etwas läuft schief in unserer Leistungsgesellschaft. Einer wachsenden Minderheit unserer Jugend wächst der Leistungsdruck über den Kopf. Ein Teil des Drucks ist selbst geschaffen. Jugendliche sind unsicher und suchen sich Vorbilder, an denen sie sich messen können. Oft müssen sie dabei feststellen, dass sie den eigenen Ansprüchen nicht genügen. Wenn es darum geht, wer die Schönste oder der Coolste ist, haben die sozialen Netzwerke eine verheerende Wirkung. Doch alles auf Facebook und Instagram zu schieben, wäre zu einfach. In der Jugend entscheiden sich auch die Berufsaussichten, da genügen viele den Ansprüchen ihrer Eltern nicht. Manche Jungs werden gewalttätig oder verkriechen sich hinter Computerspielen, Mädchen werden magersüchtig. Drogen kommen ins Spiel, viele landen bei der Psychologin oder beim Psychiater. Seit 50 Jahren gibt es in der Schweiz kaum mehr Armut und Jugendarbeitslosigkeit, trotzdem aber viel zu viele Jugendliche, die wir beim Übergang ins Erwachsenenleben verlieren. Da haben wir Erwachsenen etwas gar nicht gut gemacht.

«Mitschüler verprügelten und beleidigten mich»

20Minuten 24.11.2019, von B. Zanni

Fast doppelt so viele unter 18-Jährige wie früher gehen laut neuen Zahlen zum Psychiater. Eine Chefärztin macht den Schuldruck verantwortlich.

Die psychischen Probleme werden so gross, dass nur noch eine professionelle Behandlung hilft: Solche Situationen sind für junge Menschen in der Schweiz zunehmend Realität. Rund 48 300 Kinder und Jugendliche und damit fast doppelt so viele wie noch 2006 (27 480) liessen sich 2017 in einer psychiatrisch-psychotherapeutischen Praxis ambulant behandeln, wie neue Zahlen des Schweizerischen Gesundheitsobservatoriums zeigen.

Gleichzeitig verzeichnet die ambulante Spitalpsychiatrie mehr als doppelt so viele Konsultationen bei den höchstens 18-Jährigen. Immer mehr Kinder und Jugendliche werden auch auf den stationären Abteilungen der Kliniken therapiert: Die Zahl der Hospitalisierungen zwischen den Jahren 2012 und 2017 stieg von 3400 auf 5100 um mehr als die Hälfte. In jedem dritten Fall diagnostizieren die Ärzte affektive Störungen, wozu Depressionen und Manien zählen.

«Keine Kraft mehr zum Aufstehen»

Auch die 24-jährige V.S.* fand nur mit psychiatrischer Hilfe aus ihrem Tief heraus. «Mit 16 Jahren hatte ich morgens keine Kraft mehr zum Aufstehen», sagt S. Sie habe sich im Lehrbetrieb jeweils krank gemeldet und den ganzen Tag geschlafen. «Ich hatte Depressionen, weil mich der Druck kaputt machte. Man muss schon fast perfekt sein, um überhaupt eine Lehrstelle zu bekommen.»

Als sie gemerkt habe, dass ihr die Lehre als Hotelfachfrau nicht zusage, sei sie in ein Loch gefallen und habe ihre Lehrstelle verloren, so S. «Ich fühlte mich wertlos und hatte Angst vor dem Leben und Selbstmordgedanken.» Ihre Eltern seien zerstritten gewesen und hätten sie nicht unterstützen können. S. liess sich darauf mehrere Monate in einer Klinik stationär und später ambulant behandeln. Heute sei sie in ihrem Praktikum als Fachfrau Betreuung glücklich. «Ich kämpfe aber auch jetzt manchmal noch mit Depressionen und habe Mühe, morgens aufzustehen. Die Angst, es wieder nicht zu schaffen, ist einfach ein Teil von mir.»



In der Schule gemobbt

Auch D.M.* (21) erzählt: «Als ich 16 Jahre alt war, schickte mich mein Vater in eine psychiatrische Klinik. Ich wollte nicht mehr leben, fand alles nur scheisse und dass alles keinen Sinn mehr hatte.» Er sei in der Schule immer gemobbt worden. «Ich war ein Einzelgänger. Meine Mitschüler verprügelten und beleidigten mich. Sie sagten, ich sei nichts wert.» Er habe sich in der Folge von der Familie abgekapselt und kaum mehr gegessen.

Seit dem fünfwöchigen Klinikaufenthalt und einer ambulanten Therapie habe er keine Depressionen mehr, so M. «Es geht mir tiptop.» Rückblickend kritisiert er die Schulbehörden: «Bei Mobbing schauen die Schulbehörden viel zu lange weg.»

«Ich war oft paranoid»

A.T.* wurde als 13-Jähriger erstmals in eine psychiatrische Klinik eingewiesen. «In der ersten Klinik war ich 1,5 Jahre, der zweite Aufenthalt in einer anderen Psychiatrie dauerte ein Jahr», sagt der 20-Jährige. «Ich hatte kein Selbstwertgefühl, bildete eine Mauer um mich und war oft paranoid.» Er habe immer Verlustängste gehabt. «Sobald sich meine Mutter mal zwei Stunden nicht meldete, hatte ich Angst.»

Den Grund sieht er in seiner Familie. Er sei ohne Vater aufgewachsen und habe viele schlimme Konflikte seiner Eltern mitgekriegt. «Meine Mutter hatte wenig Zeit für mich, weil sie den ganzen Tag arbeitete.» Besonders schlimm gewesen sei, wenn seine Mutter abends einfach nur genervt gewesen sei. «Ich dachte dann, schuld an allem zu sein.» Die Ärzte in den Psychiatrien hätten ihm in einigen Punkten sehr geholfen. «Manchmal fühlte ich mich dort aber noch kränker, als ich eigentlich war und noch mehr als Aussenseiter.»

«Absolut besorgniserregend»

Dagmar Pauli, Chefärztin der Psychiatrischen Universitätsklinik Zürich, führt die Zunahme an psychiatrischer Hilfe auf einen gestiegenen Leistungsdruck zurück (siehe Interview unten). «Diese Entwicklung ist absolut besorgniserregend», sagt Franziska Peterhans, Zentralsekretärin des Schweizer Lehrerverbands. Sie stelle fest, dass die Leistungsüberprüfung enorm zugenommen habe.

«Um zum Beispiel eine Lehrstelle zu erhalten, müssen Schüler zusätzlich zu den Zeugnisnoten Checks machen», so Peterhans. Gleichzeitig verlangten einige Eltern von ihren Kindern übermässige Leistungen, hätten aber wenig Zeit und böten zu wenig Geborgenheit. «Es mangelt einigen Kindern an Sicherheit und fixen Bezugspersonen.»

«Der Druck in der Schule ist zu gross»

Frau Pauli*, noch nie haben sich so viele Kinder und Jugendliche in einer Psychiatrie behandeln lassen. Was sagt das über unsere Gesellschaft aus?

Tatsächlich behandeln wir immer mehr unter 18-Jährige, die unter Depressionen leiden. Dabei stellen wir fest, dass bei vielen der Schuldruck der Auslöser ist. Viele Jugendlichen bleiben dem Schulunterricht fern, leiden unter Angststörungen und Burnouts. Häufiger als früher verletzten sie sich auch selbst und sind suizidgefährdet. Der Druck in der Schule ist zu gross.

Was bringt die Schüler soweit, den Gang in die Psychiatrie zu wählen?

Sobald ein Schüler eine schlechte Note schreibt, wird er abgeklärt und in die Nachhilfe geschickt. Dass Schüler auf unterschiedlichen Niveaus gut funktionieren können, wird heute nicht mehr akzeptiert. Man muss überall eine Top-Leistung bringen. Die Folgen sind grosse Unsicherheiten, Angst vor der Zukunft und Orientierungslosigkeit. Wenn dann all das nicht mehr funktioniert, dann kommt es oft zu einem Zusammenbruch und dann kommt es zur Anmeldung bei uns. Noch verschlimmert wird der Zustand, weil sie auch ausserhalb der Schule perfekt funktionieren wollen.



Wie meinen Sie das?

In den Sozialen Medien müssen sie sich ständig inszenieren und werden mit Fotos überflutet, die zeigen, wie man aussehen soll. Sie müssen online ständig verfügbar sein, alle Instagram-Posts sehen und alle Whatsapp-Nachrichten beantworten. Verschärft wird die Situation dadurch, dass die Eltern da auch nicht heraushelfen können.

Warum nicht?

Die Eltern sind auch ständig online und müssen beruflich und privat überall präsent sein. Ihr Verhalten wirkt sich automatisch auf die jüngere Generation aus. Familien haben kaum noch Zeit, zusammen zu relaxen.

Kinder sollen wieder spielen: Schluss mit dem Lernzwang

Schweiz am Wochenende 30.11.2019 von Sabine Kuster

Kinder lernen spielend. Aber wir lassen sie nicht. Schon gar nicht, wenn das Wetter draussen garstig ist. Eine Erklärung, wieso es nötig ist, Kinder wieder häufiger frei spielen zu lassen.

Die Kieselsteine liegen hart und glatt in der Hand. Jeder anders geformt. Im Schulhaus Weiach hat ein Drittklässler in einem Wurfspiel so viele Steine abgeräumt, dass sie ihm jetzt durch die Finger purzeln und die Hosensäcke wölben. «Zu Hause», sagt der Vater, «spielt er nur Fussball oder hängt am Computer.» Er zuckt mit den Schultern, selber sei er kein Fussballfan und habe als Kind draussen Versteckis gespielt oder Fangis.

In der Schule Weiach ZH unten am Rhein war am Dienstag Spieltag. Die Eltern waren auch eingeladen, Spielpädagoge Hans Fluri war mit seinen tausend Ideen zu Gast. Im hinteren Teil der Turnhalle hauen drei Buben mit Plastikrohren aufeinander ein. Dann entdecken sie den grossen Fallschirm am Boden. Ein Bub setzt sich hin und versucht, mit dem Rohr Luft unter den Schirm zu blasen. Die anderen machen es ihm nach. Sie kichern.

Schulleiter David Leipold begründete den Anlass so: «Wenn die Kinder im Spiel Strategien lernen, lernen sie das Lernen.»

Den Kindern bleibt keine Zeit für eigene Ideen

Aus der Freizeit wird das Spiel immer mehr verdrängt. Es gibt Kindergärtler, die besuchen wöchentlich einen Schwimmkurs, den FC, eine Märlistunde. Spielpädagogin Susanne Stöcklin-Meier kennt einen solchen Fall. Sie findet, es werde zu viel organisiert für die Kinder und immer komme etwas Neues.

Das gibt dem Gehirn keine Zeit, um starke Verknüpfungen zu machen. Kinder lernen erst nach der x-fachen Wiederholung. Erst dann können sie drauf aufbauen.

Mit den gutgemeinten Freizeitaktivitäten werden Kinder fremdbestimmt. Es bleibt wenig Zeit, um mit einem Plastikrohr einen Fallschirm aufzublasen. Es hat sich etwas verkehrt. An Schulen wird gespielt. In der Freizeit wird gefördert.

Die Zeit, welche den Kindern fehlt, um selber zu planen und Einfälle zu haben, wirkt sich negativ auf ihre Psyche aus. Laut einer Auswertung des Schweizerischen Gesundheitsobservatoriums (Obsan) hat die Zahl der Psychiatrie-Besuche von Kindern und Jugendlichen in den letzten zehn Jahren um 64 Prozent zugenommen. Leistungsanforderungen, gestresste Eltern, die Digitalisierung ... über die Ursachen wird längst diskutiert. Aber selten, was dagegen hilft.



Eigentlich wär's beste Vorbereitung fürs spätere Arbeitsleben

Hört man dem St. Galler Kinderneurologen Markus Weissert zu, dann wäre das freie Spiel ein richtiges Wundermittel, um Grundlegendes zu lernen: Flexibilität, Kreativität, Empathie, Sozialkompetenz. «Also genau das, was die Berufswelt heute fordert», sagt Weissert. «Die Eltern organisieren so viel – warum nicht auch das Rausgehen ohne Ziel? Die Kinder lernen selber, aber nur, wenn wir ihnen die Gelegenheit dazu geben.»

Im Wald, am Bach, halt in Umgebungen, deren Zweck nicht vorgeschrieben sind. Ein Ort mit Holzrugeln vielleicht, ein Laubhaufen, ein Hügel. «Unaufgeräumte Orte mit einer hohen Biodiversität sind immer auch gut für Kinder», sagt Weissert. Diesmal meint er nicht ihre Psyche oder Kompetenzen, sondern schlicht die körperliche Gesundheit.

Es ist erwiesen, dass ein vielseitiger Boden das Immunsystem der Kinder trainiert und so vor späteren Krankheiten wie Allergien und entzündlichen Darmerkrankungen schützt.

Beides komme heute immer häufiger vor. «Kinder brauchen das Mikrobiom der Natur.»

Das Spiel draussen beinhaltet auch die Bewegung, an der es vielen Kindern mangelt. Und Tageslicht: Die Kurzsichtigkeit bei Kindern nimmt nicht nur in asiatischen Ländern drastisch zu, sie steigt auch hierzulande. Zu wenig Tageslicht und zudem das Starren auf nahe Objekte kann zu einer Verlängerung des Augapfels führen. Schon nur deswegen sollten sich Kinder eine, besser zwei Stunden draussen aufhalten. Doch eine Studie der Pro Juventute hat 2016 ergeben, dass es bei den 5- bis 9-Jährigen nur 47 Minuten pro Tag sind.

Mit Hunden gehen wir täglich raus in den Wald, sagt Weissert. **Mit Kindern sollten wir das auch tun.**

Man könnte die Kinder auch alleine rausschicken. Aber selbst Familien-Quartiere sind heute manchmal nur abends und an Wochenenden belebt – dann, wenn die externe Betreuung zu Ende ist. Denn viele Mütter sind heute berufstätig – und wenige Väter arbeiten Teilzeit. Beim Nachbarskind spontan zu läuten ist keine verbreitete Praxis mehr. Eher verabreden die Eltern ihre Kinder via Smartphones – das berichtet auch eine Mutter in Weiach. Und so spielt dann nur ein Kind bei einem anderen.

Freies Spiel hat auch im Haus Platz. Aber Eltern müssen lernen, sich nicht ständig einzumischen. Eine noch laufende Pilotstudie der Pädagogischen Hochschule Zürich PHZH und des Marie-Meierhofer-Institutes für das Kind gibt Hinweise darauf, dass genau dies wichtig ist, um «Playfulness», also Spielfreude und -kompetenz, zu fördern. 76 Eltern von 2- bis 8-Jährigen wurden gefragt, wie spielmotiviert sie ihre Kinder einschätzen. Andererseits wurde evaluiert, wie stark sich die Eltern am Spiel beteiligen.

Erziehungswissenschaftlerin Corina Wustmann Seiler von der PHZH sagt: «Eltern, die angaben, selten am Spiel teilzunehmen, schätzten ihr Kind spielfreudiger ein.» Und Erziehungswissenschaftlerin Margrit Stamm schreibt, Erwachsene dürften durchaus eingreifen, aber immer mit dem Ziel, sich wieder «auszufädeln». Das fällt vielen Eltern schwer. «Besonders Mütter kommentieren ihre spielenden Kinder ständig», sagt Weissert. Er ist absolut dagegen, dass Eltern das Kind vor jedem Sturz ins Gras schützen oder verhindern, dass es sich eine Ladung Schlamm aus dem Kessel übers Knie leert.

Kinder müssen ein Lexikon an Sinneserfahrungen anlegen, und das ist nur in der Natur möglich. Nur dort riecht es auch vielfältig.

Die Spielpädagogen reden gerne von Sand, Steinen, Kastanien, Käfern. Von Anfassen, riechen, erleben, um die richtigen Verbindungen im Gehirn zu knüpfen. Von «Zeug zum Spielen» statt Spielzeug, wie es Susanne Stöcklin beschreibt. Andreas Rimle von der Onlineplattform Spielschweiz sagt: «Kinder, die frei mit anderen spielen, sagen: ‹Lass uns



eine Hütte bauen! Gibst du mir das Brett da? Ich baue noch einen Kamin!» Sie setzen Ideen um, sie planen, planen neu, sehen, ob etwas funktioniert. Und sie geniessen es, wenn keiner ständig sagt, dass er es besser weiss.» Sie lernen dabei Eigenverantwortung, sich auf etwas zu konzentrieren und dass sie aus sich selber etwas bewirken und schaffen können. Und das erst noch mit Vergnügen.

Margrit Stamm hat schon 2014 festgestellt, dass das freie, vom Kind initiierte Spiel innert 15 Jahren um einen Drittel zurückgegangen sei und dass manche Eltern es als reine Zeitverschwendung empfinden würden. Auch Kindergartenlehrpersonen oder Erzieher wollen oft eher «etwas Lehrreiches und Ernsthaftes» tun. Etwas Richtiges beibringen halt.

Später wissen Jugendliche nicht, wie sie sich beschäftigen können

Das wirkt sich bis auf die Jugend aus. Jene Jugend, von der die Weltgesundheitsorganisation WHO letzte Woche meldete, sie bewege sich zu wenig: 89 Prozent der 11- bis 17-Jährigen in der Schweiz sind weniger als eine Stunde pro Tag körperlich aktiv. Weltweit sind es 80 Prozent. Wer nicht weiss, was mit sich anzufangen, lässt sich eher von digitalen Medien einlullen, als dass er seine Muskeln für etwas brauchen würde.

Spielpädagogin Stöcklin ist überzeugt: «Es findet ein epochaler Umbruch statt, und wir wissen nicht, wo es hinführt, wenn die Kindern ihre Sinne nicht entwickeln.» Einiges sei schon jetzt sichtbar: Mehr Kinder, die in Sprache, Motorik oder dem Umgang mit anderen gefördert werden müssen. «Diese Nachförderungen kostet wahnsinnig viel Geld und zudem wird dem Kind der Stempel «ungenügend» aufgedrückt.» Allerdings sind sich manche Eltern des Problems auch durchaus bewusst und schicken die Kinder deshalb in Waldspielgruppen oder -kindergärten: Sie organisieren ihnen die Freirauminseln.

Für Jasskarten macht niemand Werbung

Im Zimmer der 2.-Klass-Lehrerin Karin Ochsner in Weiach spielen die Kinder mit Jasskarten und Schnüren. Es sind diese alten Fingerspiele, bei denen man einander die gespannten Fäden immer wieder abnimmt. Karin Ochsner sagt, sie würde ohne weiteres künftig mal eine Deutsch- oder Mathematikstunde für so was opfern.

Diese Spiele fördern das logische Denken, aber vor allem gibt es den Kindern Selbstvertrauen, wenn sie etwas beherrschen und es den anderen beibringen können.

Es gebe hundert Spiele, die man mit Jasskarten machen könne, bei den Pokémon-Karten hingegen gehe es vor allem ums Besitzen. «Von Pokémonkarten hat man immer zu wenig, die Schüler klauen sie sich. Jasskarten hat man meist genug.»

Mit Jasskarten lässt sich kein Geschäft machen. Mit Schnüren schon gar nicht. So kommt es, dass diese Spiele, wie auch solche mit Murmeln oder Steinen verschwunden sind aus dem Alltag. Es gibt niemanden, der sie vermarktet. Es gibt keine Werbung dafür. Es ist nichts, mit dem man prahlen kann. Prahlen kann man nur mit der Fertigkeit.

Karin Ochsner sagt, die Kinder würden in der Pause, wenn sie nicht tschutzen, meist sitzend das Znüni essen und reden. «Sie kennen keine Spiele für die kurze Pausenzeit.» Nun hoffen die Lehrer, dass einige der gelernten Spiele auf dem Pausenplatz überleben werden.

Der Besuch will gehen, da stellt sich ihm ein 2.-Klässler in den Weg. «Kann ich Ihnen erkläre wie «Lügen» geht?» Der Bub erklärt eifrig und der Besuch versteht: Man gibt eine Jasskarte weiter und behauptet es sei eine bessere, egal ob es stimmt. Nein, sagt der Bub, zu Hause spiele er das nicht, er habe keine Jasskarten. Aber Pokémon.



Für eine Geschichte des Friedens

NZZ 27.11.2019, Zuschriften, Gastkommentar von *Alain Lamassoure*

Daten des Europarats und der Unesco zeigen: In Europa gibt es erstens Länder, die sich noch in einem «eingefrorenen Konflikt» befinden und in denen der Geschichtsunterricht kaum zum notwendigen Versöhnungsprozess beiträgt oder gar eine Fortsetzung des schwelenden Krieges mit anderen Mitteln darstellt. Zweitens gibt es Länder, in denen sich die jeweils machthabende Partei für berechtigt hält, die Geschichte neu zu schreiben und damit alte Ressentiments wieder anzufachen oder gar neue zu erfinden. Drittens gibt es Länder, die gewillt sind, Aussöhnungen zu stärken – zu ihnen gehörte glücklicherweise die Mehrheit der europäischen Staaten.

Für Historikerinnen und Historiker stellt sich das Problem, wie der Geschichtsunterricht gestaltet werden muss. Die «nationale Geschichte» gilt heute vielerorts als höchst suspekt, das Nationale hat einen zweifelhaften Ruf. Gemessen an unseren heutigen ethischen Standards gibt es keine «grossen Männer» und keine grossen, wegweisenden Ereignisse mehr. Deshalb beschränken wir uns auf eine übergreifende, abgehobene Geschichte, zusammengesetzt aus wichtigen wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Phänomenen. Diese mögen durchaus interessant sein, geben den jungen Menschen aber keine ausreichenden Grundlagen, um eine Art gesellschaftliche Identität zu entwickeln. Will man der Gefahr begegnen, eine Generation mit kollektiver Amnesie heranzubilden, stellt sich die Frage: Lässt sich eine nationale Geschichte aufbauen, die nicht nationalistisch ist, die also nicht vom Hass gegenüber den Anderen geprägt ist – oder im Gegenteil von «Selbsthass» und dem Hass gegenüber den eigenen Vorfahren?

Bis heute hat auch der politische Aufbau Europas im Geschichtsunterricht einen kleinen oder gar keinen Platz. Dies, obwohl die Aussöhnung zwischen den Völkern, die zu einem grossen Teil dem europäischen Projekt zu verdanken ist, ein beispielloses geschichtliches Phänomen ist. Frankreich hat beschlossen, das Problem anzupacken und dem Europarat, in dem es derzeit den rotierenden Vorsitz des Ministerrats innehat, konkrete Vorschläge zu unterbreiten. Ende November soll anlässlich eines Treffens aller europäischen Bildungsminister eine Beobachtungsstelle für den Geschichtsunterricht in den Mitgliedstaaten des Europarates (History Observatory for Peace in Europe, Hope) gegründet werden. Die souveräne Kompetenz von Staaten, Regionen oder Kantonen bei der Erstellung ihrer Lehrpläne wird keinesfalls infrage gestellt. Aber bereits die präsentierte Bestandsaufnahme wird weit über die Fachkreise hinaus eine breite öffentliche Debatte anstossen.

Es geht keineswegs darum, alle europäischen Länder zur Entwicklung eines vereinheitlichten Geschichtsunterrichts zu bewegen oder ihnen gar vereinheitlichte Lehrpläne aufzuzwingen. Drei Anliegen sollten jedoch allen gemein sein: Erstens soll unsere Geschichtsschreibung auf Fakten beruhen. Zweitens ist sicherzustellen, dass zwangsläufig unterschiedlich wahrgenommene nationale Ereignisse auf eine Art vermittelt werden, dass sie zur Aussöhnung beitragen und diese nicht sogar noch behindern. Und drittens sollen diese unterschiedlichen Geschichtsschreibungen ein gemeinsames europäisches Bewusstsein entstehen lassen. Zeigt das europäische Projekt Erfolg, könnten die Erfahrungen künftig auf andere Kontinente übertragen werden, in denen die Länder teilweise deutlich fragiler sind und gleiche Ursachen zu gleichen Wirkungen führen könnten.

Alain Lamassoure, ehemaliger französischer Minister, ist Mitglied des Europäischen Parlaments und Leiter einer Mission der französischen Regierung für eine Beobachtungsstelle des Geschichtsunterrichts in Europa.